

(Nachdruck verboten.)

68]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Wenn Lasse einschlummerte, legte sich Pelle ein wenig aufs Sofa. Aber viel Ruhe bekam er nicht; der Alte schlief einen Bogenschlaf und schlug jeden Augenblick die Augen auf. Wenn er den Sohn nicht neben sich am Bett sah, lag er da und warf sich hin und her und jammerte im Halbschlaf. Mitten in der Nacht richtete er den Kopf auf und hielt ihn aufrecht in lauschender Stellung. Pelle erwachte.

„Was willst Du, Vater?“ fragte er und taumelte auf die Beine.

„Ach, ich kann etwas dahingehen hören — weit da draußen, wo das Meer aufhört! Es ist, als wenn sich die Wasser in den Abgrund stürzen, aber solltest Du jetzt nicht zu Ellen nach Hause gehen? Ich werde über Nacht wohl allein fertig, und sie sucht vielleicht und ängstigt sich, wo Du abbleibst.“

„Ich habe zu Ellen geschickt und ihr sagen lassen, daß ich über Nacht nicht komme,“ erwiderte Pelle. Der Alte lag da und betrachtete den Sohn mit grübelndem Ausdruck. „Bist Du nun auch glücklich?“ fragte er. „Es kommt mir vor, als wenn in Deiner Ehe etwas ist, wie es nicht sein sollte.“

„Ja, Vater, es geht ganz gut,“ erwiderte Pelle mit halb erstickter Stimme.

„Nun, dann sei Gott Dank! Eine gute Frau hast Du auch in Ellen bekommen, und prächtige Kinder hat sie Dir geschenkt, was macht der kleine Lasse? Ich möchte ihn gern noch sehen, ehe ich von dannen ziehe, das ist doch ein Lasse!“

„Morgen früh will ich ihn Dir holen,“ erwiderte Pelle. „Und nun solltest Du sehen, daß Du noch ein wenig schläfst, Vater, es ist rabenschwarze Nacht!“

Lasse wandte sich flegsam nach der Wand um. Einen Augenblick darauf drehte er vorsichtig den Kopf wieder um, um zu sehen, ob Pelle schlief. Seine Augen konnten nicht quer durch die Stube gelangen, da versuchte er dann, aus dem Bett herauszustiegen; stöhnend fiel er wieder zurück.

„Was hast Du nur, Vater?“ fragte Pelle bekümmert und war gleich wieder bei ihm.

„Ich wollte nur mal nachsehen, ob Du bei dieser Kälte auch was über Dich gedeckt hast! Aber meine alten Glieder taugen nicht mehr,“ sagte der Alte beschämt.

Gegen Morgen fiel er in einen ruhigen Schlaf, und Pelle veranlaßte Frau Johnson, sich zu ihm zu setzen, während er nach Hause ging, um Klein-Lasse zu holen. Das war kein leichter Gang; aber der letzte Wille des Alten mußte erfüllt werden. Und er wußte, daß Ellen das Kind nicht in fremde Hände ausliefern würde. Ellens versteinertes Gesicht erhellte sich, als er kam: sie hatte einen Freudenausruf aus den Lippen, aber sein Ausdruck tötete ihn. „Mein Vater liegt im Sterben,“ sagte er finster, „er möchte gern den Jungen sehen.“ Sie nickte und schickte sich still an, Klein-Lasse zurecht zu machen. Pelle stand am Fenster und sah so lange hinaus.

Ihm war wunderbar zumute, daß er nun wieder hier war; die Erinnerungen aus der kleinen Häuslichkeit quollen in ihm auf und machten ihn schwach. Schwester mußte er doch sehen! Ellen führte ihn schweigend in die Schlafkammer; die Kleine schlief in ihrer Wiege, es lag eine wunderbar tiefe Ruhe über ihrem breiten Kopf. Hier drinnen kam ihm Ellen gleichsam näher, er fühlte ihre starken Augen auf sich ruhen. Er nahm sich krampfhaft zusammen und ging in die Stube, hier hatte er nichts mehr zu suchen. In diesem Heim war er ein Fremder! Ein Gedanke tauchte in ihm auf, ob sie wohl fortfuhr mit diesem? Obwohl ihn das gar nichts anging, wollte die Frage doch nicht weichen; er sah sich nach einem Zeichen, das darauf hindeuten könnte, um. Es war hier ärmlich, alles Ueberflüssige war von dannen gewandert. Aber eine Schusternähmaschine war hinzugekommen, und darauf lag Arbeit. Streifbrehearbeit! dachte Pelle ganz mechanisch. Aber nicht verurteilend; zum ersten Male war er froh, Streifbreherei konstatieren zu können. Sie hatte also angefangen

zu nähen, und abgearbeitet sah sie aus. Das tat ihm förmlich gut.

„Jetzt ist der Junge zum Mitgehen fertig,“ sagte sie. Pelle warf einen Abschiedsblick durch die Stube. „Hast Du auch irgend etwas nötig?“ fragte er.

„Danke! Ich helfe mir selber!“ erwiderte sie stolz. „Du hast das Geld nicht angenommen, das ich Dir Sonnabend schickte.“

„Ich werde selbst fertig — wenn ich nur den Jungen behalten kann. Vergiß nicht, daß Du mir einmal gesagt hast, er sollte immer bei mir bleiben.“

„Er muß eine Mutter haben, die ihm frei in die Augen sehen kann, denke daran, Ellen!“

„Daran brauchst Du mich nicht zu erinnern,“ erwiderte sie bitter. —

Lasse war erwacht, als sie kamen. „Ei, das ist doch ein echter Karlshen,“ sagte er. „Der artet nach unserer Familie. Sieh doch mal, Pelle, mein Junge! Er hat dieselben Schlappohren, die Du als Junge hattest, und die Glückslocke auf der Stirn hat er auch. Der wird schon gut durch die Welt kommen. Ich muß die kleinen Hände küssen, denn die Hände, das ist unser Segen, das einzige Gute, was wir mitbekommen haben. Man sagt, die Welt werde von den Händen armer Leute in die Höhe gehalten; ich möchte wohl wissen, ob das stimmt. Ich möchte wohl wissen, ob das Neue jetzt schon kommt. Denn dann ist es doch ein Jammer, daß ich es nicht mehr erlebe!“

„Du kannst es noch sehr gut erleben, Vater!“ sagte Pelle, der unterwegs den „Arbeiter“ gekauft hatte und nun dastand und eifrig darin las. „Sie verhandeln mit voller Kraft, und in den allernächsten Tagen ist der Kampf vorbei. Dann wollen wir beide es uns gemütlich machen!“

„Nein, das erlebe ich nicht mehr! Der Tod hat mich gepackt, ich kann merken, daß er mich schon auseinander zupft. Aber wenn was dahinter steckt, dann wäre es ja schön, wenn ich da oben sitzen und sehen könnte, wie sich das Glück an Euch vollzieht. Du bist den schwereren Weg gewandert, Pelle. Lasse ist nicht dumm! Aber vielleicht bekommst Du zur Belohnung einer angesehenen Posten, wenn Jör nun selbst die Leitung übernimmt. Dann mußt Du auch daran denken, daß Du die Armen nie vergißt!“

„Das ist noch weit hin, Vater! Und zu der Zeit gibt es keine Armen mehr!“

„Du sagst das so gewiß; aber der Armut ist nicht so beizukommen, die hat sich zu tief hineingefressen! Klein-Lasse kann vielleicht ein erwachsener Mann werden, ehe es geschieht. Aber nun solltest Du den Jungen wegnehmen, ihm ist es nicht gut zu sehen, wie das Alter stirbt. Er sieht so blaß aus, kommt er wohl ordentlich an die Sonne?“

„Die Sonne, die haben die Großen gesehen, und sie haben vergessen, sie wieder zurückzugeben,“ erwiderte Pelle bitter.

Lasse lag da und zog die Stirn in die Höhe, als strenge er sich mit irgend etwas an. „Ja, ja! Es gehören gute Augen dazu, um in die Zukunft zu sehen, und meine wollen nicht mehr. Aber nun solltest Du gehen und den Jungen mitnehmen. Du mußt auch Deine Angelegenheiten nicht vernachlässigen, und den Tod kannst Du doch nicht überlisten, so klug Du auch bist.“ Er legte seine weiche Hand auf Klein-Lasses Kopf und wandte sich dann nach der Wand herum.

Pelle ließ Frau Johnson den Jungen nach Vorderbrücke hinausbringen und blieb selbst bei dem Alten. Ihre Wege waren in den letzten Jahren so wenig zusammengelaufen, für immer sollten sie sich jetzt trennen und weit auseinander führen. Er hatte das Bedürfnis, im Abschied zu verweilen. Während er umherging und Feuer anmachte, Essen aufwärmete, und es für Vater Lasse so gut machte, wie er es nur vermochte, lauschte er der springenden Rede des Alten und ließ sich zurückführen in die Sorglosigkeit der Kinderjahre. Wie ein tiefes gutmütiges Weltgemurre hatte Lasses eintönige Rede seine Kindheit ausgefüllt; und als er hinauszog, wurde sie nur zu dem nie verstummenden Gerede der Vielen über die Verhältnisse des Lebens. Jetzt ward er still den Weg wieder zurückgeführt von den Tausenden zu Vater Lasse und sah, eine wie große Welt der gutmütige Greis getragen hatte. Alt und abgearbeitet war er immer gewesen, solange Pelle zurückdenken konnte. Die Arbeit raubte dem armen Mann schnell die

Jugend und machte dafür sein Alter lang! Aber gerade dies Hinfällige verlieh ihm die übermenschlichen Züge des Vaters! Groß hatte er das Glend getragen, ohne schlecht oder selbstjüchtig oder engherzig zu werden; immer das Herz voll von Opferfreudigkeit und Bärtlichkeit, stark selbst in seiner Ohnmacht! Wie die Liebe selber hatte er Belles ganzes Dasein mit seinem warmen Herzen umgeben, entsehrlich würde es werden, wenn sein gutmütiges Gerede nicht länger hinter allem Klang.

Seine fliehende Seele kreiste über der Bahn, die er zurückgelegt hatte, in größeren und größeren Kreisen, wie die Lauben, wenn sie fortfliegen. Jedesmal, wenn er ein wenig Kräfte gesammelt hatte, nahm er sein Leben von neuem auf: „Etwas ist da ja doch immer gewesen, worüber man sich freuen konnte, weißt Du, aber vieles ist ja nur ein zweckloser Kampf gewesen. Damals, als ich es nicht besser wußte, ging es ja ganz gut; aber von dem Augenblick an, wo Du geboren wurdest, lehnte mein alternder Sinn sich gegen die Zustände auf, und ich konnte keinen Frieden mehr finden. An Dir war etwas wie eine Vorbedeutung, und seither ist das immer in mir herum gewandert; mein Trachten ist so ruhelos gewesen, wie das des Schuhmachers von Jerusalem. Es war, als habe irgend etwas mir armseliger Laus plötzlich die Verheißung auf ein schöneres Dasein gegeben, und die Erinnerung daran fuhr fort, in mir zu wandern und zu wandern. Ist es wohl die Sehnsucht nach dem Paradies, aus dem sie uns einstmal herausgejagt haben? dachte ich oft. Willst Du es mir wohl glauben, ich armseliger Stümper habe großartige Träume geträumt von einem schönen und sorgenfreien Alter, wo mein Sohn mit Frau und Kindern zu mir kommen und mich in meiner traulichen Stube besuchen würden und wo ich sie ein wenig nett bewirten wollte. Ich habe das nicht einmal bis zu allerletzt aufgegeben. Ich ging umher und phantasierte von einem Schatz, den ich auf dem Müllplatz finden würde. Ach, ich wollte ja so gern, daß ich Euch etwas hinterlassen könnte. Ich habe so armselig wenig für Dich sein können.“

„Und das sagst Du, der Du Vater und Mutter für mich gewesen bist? Während meiner ganzen Kindheit standest Du schweigend hinter allem; wenn mir irgend etwas zustieß, dachte ich immer: Vater Rasse wird das schon in Ordnung bringen! Und als ich dann heranwuchs, merkte ich bei allem, was ich in mich aufnahm, daß Du mir heben halfst. Es wäre wohl auch nur kläglich mit der ganzen Sache gegangen, wenn Du mir nicht ein so gutes Erbe gegeben hättest!“

„Nein, sagst Du das?“ rief Rasse stolz aus. „Sollte ich wirklich meinen Anteil an dem haben, was Ihr für die Sache des armen Mannes getan habt? Ja, ja, schön hört es sich auf alle Fälle an! Nein, aber Du bist mein Leben gewesen, Zunge, und ein schwacher armer Mann, wie ich war, mußte ich mich wohl über meine Kräfte in Dir wundern! Was ich kaum zu denken gewagt hatte, hast Du machtvoll ausgeführt! Und nun liege ich ja hier und habe nicht einmal soviel, daß ich dafür sterben kann. Du mußt mir versprechen, daß Du meinerwegen nichts auf Dich ladest, was über Deine Kräfte geht, sondern die Sache der Armenpflege überläßt. Bisher habe ich mich davon frei gehalten, aber das war nur ein dummer Stolz. Der arme Mann und die Armenpflege gehören nun doch einmal zusammen. Ich habe in der letzten Zeit gelernt, vieles anders anzusehen; und es ist gut, daß ich sterbe. Wenn mir nun diese Gedanken in der Kraft meiner Jugend gekommen wären, so hätte ich vielleicht irgend etwas Hartes verübt. Ich hätte nicht Deine besonnene Klugheit besessen, Eier in einem Hopfenjaß herumzutragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Böbchen.

Von Hermann Löns.

Unser Bob war das, was man so im Volke unter einem Terrier versteht, denn er war kurzhaarig, von weißer Farbe mit schwarzen Flecken, zu kurz loupirt und äußerst frech, mithin ein Terrier. Er hatte auch Terrierblut in sich, ganz entschieden, und er war auch ein hübscher Hund, das sagte jeder, und wer langen Gang, hartes Haar usw. von ihm verlangte, dem wurde bedeutet, daß Böbchen kein Schablonenterrier sei, sondern eine Individualität und mehr auf persönliche, denn auf generelle Rasse Wert legte. Seine Mutter hatte übrigens blauestes Terrierblut, aber entschieden die Tendenz nach unten gehabt, denn Bobs Vater war unbekannt und blieb es, denn: die Feststellung der Vaterschaft ist verboten. Hatte Bob also nur einen halben Stammbaum, so besaß er dafür eine doppelte Portion von Temperament. Leider hatte

er verhältnismäßig wenig Verwendung dafür, fintelmal er ein Damenhund war. Er gehörte nämlich meiner Schwiegermutter und spielte sich als einziges männliches Wesen in der Familie vollkommen als Hausherr auf.

Ueber ein Jahr dauerte es, ehe die Frage halbwegs entschieden war, wer nun Herr im Hause sein sollte, Bob oder ich. Bob besah sich, als ob ich nichts zu sagen hätte. Das durfte ich mir nicht gefallen lassen und trat ihm kühn entgegen. Von seiner Seite wurde der Kampf mit stundenlangem Klaffen oder Piepen, Krägen an den Ähren und heiserem Wutgebell geführt, von mir mit der Ziville und Schrot Nr. 6. Die raffinierte Technik siegte; Bob erkannte meine physische Ueberlegenheit in gewisser Hinsicht an, besonders wenn es ihm gerade paßte, und gehorchte mir, aber nie ohne sein historisches Recht dadurch zu betonen, daß er „bö“ sagte. Im übrigen liebte er mich trotz der Ziville und ungeachtet einer seiner Ansicht nach völlig ungewöhnlichen gelegentlichen Verwendung meines rechten Abfakes. Er liebte mich allerdings mehr mit dem Verstande, mehr aus praktischen Gründen, denn aus innerer Reigung; er liebte mich, weil ich mit ihm spazieren ging, sehr weit spazieren ging ohne ihn anzuleinen, weil ich ihn Emailletöpfe apportieren ließ, ihn Steine aus dem Wasser tauchen ließ und die Stellen kannte, wo es Feldmäuse, Hamster und Jaunigel gab. Er war von Natur ein Mausefänger. Lief eine Maus durch die Waschküche, dann stand er regungslos und wartete, bis die Maus wiederkam, und ruhig und besonnen faßte er zu. Dann ging er zu einer von den Damen des Hauses, legte die Maus auf ihre Schuhspitze und machte hübsch; das hieß: „Ich bitte um ein Stück Zucker zum Lohn!“

Aber wilde, richtige wilde Mäuse auf der Stoppel zu jagen, das war doch etwas anderes, das war noch schöner als Emailletöpfe zu trudeln und Seife und Aetherflaschen zu bekämpfen. Ja, wohl! Seife heißt Aether auch, also sind es wilde Tiere und wilde Tiere gehören totgebissen, meinte Bob. Und so verbellte er die Seife, als wäre sie ein Igel, und biß hinein und schimpfte und fluchte, daß ihm der Schaum vor der kochdrigen Schnauze stand. Genau so machte er es mit brennenden Zigarettenstümpfen. „Sterben mußt du“, dachte er, „und wenn du noch so heißt“, und schließlich kriegte er sie tot. Aber so ein richtiger dider Jaunigel, das war doch noch schöner, und das Beste war ein Hamster, ein ganz dider und fetter, der sich gehörig wehren konnte, denn ein Hamster, der ist doch reeller als die infromigen Schweinsstaken, die das unfaire Aufdiebäumegeklötze nicht lassen können, dachte Böbchen. Aber wehe der, die er erwischte; sie mußte hin werden, vorausgesetzt, daß es eine alte war; denn jungen Staken tat er nichts, weil er zu kinderlieb und zu sehr Cavalier war.

Letzteres ging daraus hervor, daß er liebendgern Sekt trank, nur mußte er sich etwas beruhigt haben, und dann aß er Spargelkäse für sein Leben gern. Leider brach das väterliche Erbteil immer wieder bei ihm durch. So war er in seinem weiblichen Umgange gar nicht wässerlich und verkehrte mit den proletarischen Hündinnen, was ihm den Haß des ganzen Stadtdiavels einbrachte. Wenn ihn die Hunde des Kohlenfuhrmanns nur von weitem sahen, dann murmelten sie dumpf und das sollte heißen: „Den ganzen Tag nicht tun, als bloß sein fressen, und wir können nachher die Alimente bezahlen, wo wir doch Tag für Tag mit dem Kohlenwagen gehen und aufpassen müssen!“ Aber Bob feixte sie frech an und knurrte ihnen zu: „Seht euch bloß vor, ich habe eine Ziville.“ Und das glaubten ihm die Schaffkäse wirklich. Einmal aber hatten sie ihn doch zu fassen bekommen, und er kam als Beesteeal à la Tartare nach Hause. Gerade hat der Tierarzt ihn zurechtgeslickt und ich hielt ihn, während ich mich von dem Arzte verabschiedete, in der Haustüre auf dem Arme. Da ging der eine Kohlenhund vorbei und machte eine höhnische Bemerkung. Im Hui war Bob von meinem Arme herunter und stürzte auf drei Beinen auf ihn los, und da Bob halb in weiße Leinwand genäht war, kratzte der andere Hund entseht aus.

Merkwürdig war es, daß ihm bei seinen nächtlichen Ausflügen nie etwas zustieß. Er konnte wochenlang den anständigen jungen Mann von Erziehung marrieren, aber mit einem Male blieb er über Nacht aus. So um vier oder fünf Uhr in der Frühe pöchte er vor der Haustüre; machte man dann nicht sofort auf, so schlug er einen Niesen oder Abgottskrach. Außerdem machte er es so wie manche Männer, er beugte vor und schnauzte, sobald er in das Haus kam, damit er nicht angeschnauzt wurde. War er dann im Hause, so ging er nicht in die obere Etage zu meiner Schwiegermutter, sondern in das Erdgeschloß in unsere Küche, wo er sich unter den Herd legte. Da blieb er den ganzen Tag liegen, noch nach Bier und gemeinen Zigaretten, aß nichts und soff abscheulich viel Wasser, solchen Brand hatte er, und duftete übel. Anfangs wußten wir nie, wo er gewesen war; später bekamen wir heraus, daß er in einer Destille in der Nachbarschaft verkehrte, wo es einen tadellosen Harzlase gab. Außerdem mußte er noch anderswo verkehren, denn als er einmal wieder einen ausschweifenden Lebenswandel geführt hatte und ohne Halsband, aber mit einem Bombenjammer, sehr dreckig und voll von Nöthen heimgekehrt war, kam ein Herr, gab sein Halsband ab und sagte, Bob pflege öfter bei ihm zu schlafen; er ginge durch das Gitter, hüpfte auf die Veranda und von da in das Schlafzimmer, wo er auf dem Sofa schlafte. Als wir Bob nach Details fragten, wurde er grob, wie immer in solchen Fällen, denn das fand er taktlos

Er war in jeder Beziehung merkwürdig. Er trank nur aus einem Glase. Wenn man ihn fragte, er solle zusehen, ob oben jemand zu Hause wäre, lief er die Treppe hinauf, hängte sich an den Klingelzug und läutete, daß das Haus beble. Wenn er ganz fest schlief und man flüsterte: „Brauner Kuchen!“, so hörte er das sofort, obschon er manchmal tat, als wenn er stotter wäre. Wenn es draußen nichts, anderes gab, bog ich ihm einen Ast herunter und dann hängte er sich daran, schwebte frei in der Luft und zerrte knurrend eine halbe Stunde lang darum. Er litt an Zahnschmerzen, und war dann oft sehr verdrossen, denn er hatte sich an Steinen und Emailletöpfen alle Zähne kaputtgebissen; aber als er schon zehn Jahre alt war, brauchte man nur an einen zentnerschweren Stein oder an einen Straßenbahnmasten zu klopfen und zu sagen: „Schönes Steinchen!“ und dann versuchte er mit furchtbarem Getöse das Ding vor sich herzutrubeln, wie er es vor dem Tore stundenlang mit Emailletöpfen und Blecheinern zum Vergnügen der Einwohner machte. Niemals aber brachte er so ein Möbel mit nach Hause; sobald wir in die Nähe der Stadt kamen, stellte er den Kott in den ersten besten Hausflur. Als ich jedoch mit ihm einmal verreiste und in eine kleine Stadt kam, wo ihn niemand kannte, trubelte er seinen Kott durch das ganze Nest und nahm ihn in das Gasthaus mit. Außerdem frag er sehr gern Zweifeln, deren Steine er mit hörbarem Avec aus der linken Maulecke spuckte.

Als ich ihn kennen lernte, war er ein Augentier; seine Nase brauchte er höchstens, um sich von der Beschaffenheit der Atmosphäre zu überzeugen. Er kannte jeden Freund des Hauses von weitem; wenn er vom Fenster plötzlich zur Erde sprang und piepend nach der Türe lief, dann mußten wir, daß es Besuch gab; nie benahm er sich so, wenn der Briefträger kam. Als dann Mut, der blond-gelockte Tadel, einzog, brachte der ihm bei, daß der Hauptstirn des Hundes die Nase sei, und Bob, den jede Hasenpur und alle Aeh-fährten bis dahin völlig kühl gelassen hatte, fand allmählich Gefallen am Jagen auf der frischen Fährte, trotzdem er damals schon zehn Jahre alt war. Aber so recht kam er nicht dahinter, fiel jede neue Fährte an, die die andere kreuzte, bis es ihm zu dumm wurde und er reuevoll zu seinem Blechtöpfe zurückkehrte. Wenn er sich auch manchmal etwas formlos gab, in einer Beziehung hielt er streng auf die hergebrachte Sitte.

Ich hatte später einen Tadel namens Ruit Battermann, einen lieben Hund; ich würde den König und den Kronprinzen von Serbien, Castro und andere entbehrliche Gegenstände mit Wonne hergeben, könnte ich Battermann damit wieder lebendig machen. Dieser Hund hatte eine eigentümliche Angewohnheit, oder vielmehr, er hatte sie nicht, denn wenn er ein größeres Geschäft erlebte, machte er nie die üblichen drei Kratzfüße hinterher. Als Bob das sah, war er starr; ganz schnell lief er hin und scharrte, um dem dummen jungen Hunde zu zeigen, was sich gehöre. Aber Battermann erklärte ihm, das habe erstens auf dem Asphalt keinen Zweck und sei zweitens überhaupt nicht mehr Mode. Was sollte Bob machen? Getraut mußte werden, also kratzte er jedesmal, wenn Battermann das unterließ, wenn er sich auch nicht mehr bis zu der betreffenden Stelle hinbemühte. Aber er kratzte.

Wenn Bob jagdlich gearbeitet wäre, hätte er sich mit Ruhm bedeckt, und wäre er ein Mensch gewesen, hätte der Erdball unter ihm so gedöhnt, wie unter dem ersten Napoleon, denn was Furcht war, das kannte er nicht. In aller Leidenfrühe nahm ich ihn einmal in den Zoologischen Garten mit, aber auch nur einmal, denn hätte ich ihn nicht an der Leine gehabt, so hätte ich einen neuen Löwen kaufen können. Ohne sich zu besinnen fiel er eine eifersüchtige Dogge an, und Bullen auf Weibekämpfen zu hegen, das dünkte ihm ein harmloses Spiel. Und doch bekam er es einmal, ich will nicht sagen mit der Angst, aber mit jenem Gefühl der Hilflosigkeit, das den Menschen befällt, wenn er bergab radelet, die Pedale verliert und merkt, daß die Bremse versagt. Das war in einer Gastwirtschaft; da sah er ein großes weißes Tier, das ganz sonderbar roch. Er wollte es tolschehen, aber es nahm ihn auf die Hörner und warf ihn in den Busch, daß ihm die Rippen krachten. Mit einem furchtbaren Fluche rappelte er sich zusammen und fiel das Ungetüm wieder an, aber alle Mühe, die er sich gab, es von hinten zu erwischen, war vergebens; mit Schaum vor dem Maul und Scham in der Brust schob er ab, ging in tiefe Grubelei verjunken neben mir nach Hause, beachtete die schönsten Blechpötte nicht und aß nichts zu Abend, denn allzusehr war sein Selbstbewußtsein zerknittert. Und noch etwas gab es, das ihn mit Hilflosigkeit erfüllte, ein Floh auf dem Rücken. Dann fühlte er sich wie Lazarus. Ganz unglücklich war er, piepte jammervoll und schüttelte sich unter den Casofas, bis eine Franze nach der anderen den Weg aller Welle ging. Sonst kannte er keine Furcht; ein Stod verfehte ihn in Verger, die Hundepötte in Horn und die Wille in schäumende But. Aber Angst? Keine Spur! Dreizehn Jahre wurde er alt und blieb wie er war, immer lustig, immer froh, immer ein Verehrer der Weiblichkeit. Ganz plötzlich bekam er Krämpfe und ein Schuß gab ihm ein schnelles Ende.

Er hat mich viel geärgert und oft in But gebracht, wenn er mich durch Piepen und Krachen bei der Arbeit störte. Aber viel Freude habe ich doch an ihm gehabt, und immer denken wir gern zurück an unser Wöschchen.

Handwerksburschengebräuche im Mittelalter.

Wie jede andere Gesellschafts-Klasse des Mittelalters hatten auch die Handwerksknechte ihre besonderen Vorschriften über das zulässige und erlaubte Benehmen ihrer Mitglieder im gegenseitigen Verkehr in einem besonderen, für jeden Handwerksgenossen verbindenden Sittenkodex festgelegt. Mit dieser Maßnahme sollte erzehrerisch auf die Gesellen eingewirkt und verhindert werden, daß einzelne von ihnen sich den Vorwurf „Unflat“ zuzogen, der furchterlichste Schimpf, der einem damaligen Handwerksknechte zugefügt werden konnte.

Zweifellos wurde die erzehrerische Absicht all dieser Vorschriften, die den Gesellen in der Werkstatt, auf der Straße, der Kneipe, der Wanderschaft zur immerwährenden Selbstaufsicht, Höflichkeit, Sauberkeit und Ordnung mahnten, durchaus erreicht. Später fanden allerdings eine Menge teils überflüssiger, teils lächerlicher Formalitäten in den Sittenkodexen der Handwerksburschen Eingang, die mit Erziehung und Anstand durchaus nichts mehr zu tun hatten, deren Spitzfindigkeiten nur eins bezweckten, durch die für ihre Uebertretung verhängten Geldstrafen die Gesellenschaft zu füllen.

Schon im rein Neuerlichen, der Kleidung, durfte ein Geselle der Gesamtheit durch Schlampigkeit und Sudelei nicht Schande machen. Daher schreiben die Freiburger Gerbergesellen 1556 vor, „so auch einer innerhalb der Wochen will auf den Markt gehen, soll er nicht barschentlich gehen, auch nicht an einem Feiertage ein Kleid, so mit Haal bedeckt, antagen bei Strafe von 6 Pfennigen, item, welcher Geselle ohne Hojen auf die Herberg kommt, der soll geben einen Groschen“. Aehnlich sagt eine Baderordnung aus Lüneburg, „auch soll niemand an heiligen Tagen barbeinig ohne Hojen gehen auf den Straßen bei Strafe von 1 Pfund Wachs“, während die Hamburger 1375 verboten, „in Zukunft soll kein Knecht aus seines Herrn Hause gehen barschentlich, und mit bloßem Haupte den Rinstein lehren. Wer das bricht, der soll das besseren mit 6 Pf. dem Werke“. Die Freiburger Schneider verlangen noch 1708, „und gehe keiner mit unbedecktem Haupte über das dritte Haus“, desgleichen die Arnstädter Schuster im 16. Jahrhundert, „wer über das dritte Haus ohne Schuhe, Kragen und Mantel geht, soll büßen 1 Groschen“.

Die Württemberger Zimmerleute durften 1590 nicht ohne Rock und ohne Halsbinde auf den Zimmerplatz hin und zurück gehen. Den Färbern des gleichen Landes war unter anderem vorgeschrieben, stets nur schwarze, nie weiße Strümpfe zu tragen. Ebenso sollte der Geselle immer ein Wahrzeichen seines besonderen Handwerkes mit sich führen. Die Freiburger Seiler bestimmten darüber 1735, „so mit Kunst, hätte auch weiter Handwerksgewohnheit allhier, so darf auch keiner auf die weite Werkstatt gehen, er habe denn etwas an der Hand, das dem Handwerk gemäß sei“. Daher trug denn der Schmiedegesell des Sonntags beim Kirchgange oder sonst auf der Straße sein säuberlich einen Hammer, der Tischler ein Winkelmaß, der Böttcher einen Schlägel als Handwerkswahrzeichen in der Hand.

Auf der Straße selbst sollte der Geselle so sittsam daherkommen wie nur irgendein Ratsherr. Die Württemberger Zeugmacher verbieten 1686, „es soll kein Geselle mit dem Degen in den Stein hauen, nicht auf der Straße und dem Markte essen“. Das Essen auf offener Straße muß damals in Gesellenteilen als sehr unanständig gegolten haben, denn auch die Arnstädter Schuster büßen solches mit 1 Groschen.

Wie auf der Straße, sollte der Geselle sich auch im Hause seines Meisters ordentlich halten. Welche Kleinigkeiten dabei zu beachten waren, beweisen die Freiburger Schuhknechte, die 1431 vorschreiben, „welches Gesellen Baderhemlein im Bette gefunden wird, der soll einen halben Groschen zur Straf verfallen sein“. Vor allem war ruhiges, gestittetes Verhalten der Meistersfamilie gegenüber Vorschrift. Daher verlangen die Freiburger Tuchmacher 1490, „item auch soll kein Geselle sich ungemütlich in seines Meisters Hause oder in eines anderen Mannes Hause halten“, und die Gürtler der gleichen Stadt bedrohten 1563 jeden mit einer Strafe von 2 Wochenlöhnen, der nicht ruhig und still, sondern mit Schreien, Tuchen und Fluchen ins Meisterhaus ging.

Seinem Mitgesellen gegenüber hatte sich der Geselle unter allen Umständen, zumal bei dem Zusammenarbeiten in der Werkstatt, verträglich, behilflich und gefällig zu erweisen. So schreibt die Straßburger Steinmeherordnung vom Jahre 1563 jedem Gesellen vor, „ein jeglicher Geselle solle die anderen Gesellen alle (um Hilfe) bitten und keiner soll es überhören, sie sollen alle helfen, „helfet mir auf, daß euch Gott helfe“. Wenn sie geholfen haben, so soll der, dem die Hilfe geworden, seinen Hut abtun und soll ihnen danken und sprechen: „Gott danke dem Meister und Pallter und den ehrbaren Gesellen“.

Jeder Matsch und jedes Verflätschen war verboten. Die eben genannte Steinmeherordnung bestrafte denjenigen Gesellen, welcher Geselle Mär trägt oder Wäscherei treibt zwischen dem Meister und anderen, den soll man büßen mit einem halben Wochenlohn“.

Schon dem Lehrling war Kollegialität gegen die Gesellen zur Pflicht gemacht. Denn betrug sich ein solcher in seiner Lehrzeit gegen die Gesellen unangemessen, so muß er dies sein Verhalten später als Geselle büßen. So wird bei den Hamburger Zimmer-

gesellen ein solcher Junggefelle von einem auswärtigen Gefellen angeklagt, daß er sich in seinen Lehrjahren nicht gut betragen hätte, sondern mit Hilfe seines Vaters einen Gefellen hätte arrelieren lassen, weil dieser dem Wurzchen, der seinen Hut nicht gezogen, eine Ohrfeige gegeben. Auf Grund dieser Klage wurde denn auch der Junggefelle für sein dormaliges Vergehen vom Gefellenausschusse zu 6 M. Banco verurteilt.

Gegenseitiges Wehshimpfen und Beleidigen wird in allen Gefellenordnungen der damaligen Zeit streng verpönt. Die Straßburger Steinmeßen schreiben z. B. 1563, „welcher Gefelle übel spricht oder einen anderen Lügen heißt in Schimpf oder in Ernst oder ruppige Worte findet in der Werkstatt, der soll geben zwölf Pfennig zu Buße. . . Welcher Gefelle des anderen spottet, stochert, oder ihn namet mit Hindertosen, der soll 15 Pfennig geben zu Buße“. Die Freiburger Schloffer setzen 1555 fest, „wenn ein Gefelle den anderen vor einen Bauer oder Unfatz schelten tut, der soll ohne alle Gnade und Behelf 2 Wochen Lohn zur Strafe fällig sein“. Und wer einen Mitgefellen einen Schelmen schalt, mußte ohne alle Ausflucht einen Gulden Groschen zur Straf erlegen. Die Weutler der gleichen Stadt verlangen 1563, „kein Gefelle solle den anderen Lügen strafen, noch ihn verfluchschwanzen (d. h. verfluchen), noch der Wahrheit entgegen verklagen“.

Besonders zahlreich waren die Gefellenvorschriften im Herbergsleben, und es mußte sich jemand auf der Gerberse sehr in acht nehmen, wenn er nicht fortwährend den Geldbeutel zur Bußzahlung zur Hand nehmen wollte.

Beim Betreten dieser mußte zunächst Mantel und Degen abgelegt und dem Herbergsvater in Verwahrung gegeben werden, wenn der Gefelle nicht wie bei den Arnstädter Schustern eine Buße von 6 Pf. für jeden Fall aufgebremmt haben wollte. Auch im vollen Wachs mußten die Gefellen aufziehen, wie denn das eben genannte Handwerk denjenigen, der keine Schuhe und Strümpfe auf der Herberge anhatte, mit 1 Groschen Buße belegte.

Beim Trinken an der Gefellentafel ging es überaus ceremoniös zu. Wer z. B. beim Trunkte dem Altgefellen vorgriff, zahlte 6 Pf., wer den gemeinsamen Bierkrug sich selbst zum Trinken nahm und sich ihn nicht zureichen ließ, ebensoviel. Uebergang einer der Gefellen den anderen bei offener Lade beim Trinken, war 1 Groschen fällig. Die Freiburger Gerber gebieten 1555, „es soll keiner keine Kanne vor die Tür tragen, auch keiner keinen vertadelten oder unehelichen Mann aus der Kanne schenken, bei Straf eines Groschen“, die Gürtler der gleichen Stadt 1563, „und wo einer unter der Schenke auf den Tisch schlägt, der ist in der Gefellen Straf“.

Das Trinken selbst wieder hatte bei den verschiedenen Handwerken seinen eigenen Kommt. Die Freiburger Schloffer verlangen 1570, daß die Kanne nur mit der rechten Hand zugereicht und während des Trinkens weder Hand noch Arm aufgestützt wird. Bei der ganzen Aktion müssen die drei unteren Rockknöpfe geschlossen sein. Die Schneider der gleichen Stadt fordern, daß getrunken wird, „ohne Juden, ohne Aiden, ohne Bartwischen“, die Schuster verbieten 1431 das Stehendtrinken, ebenso ein solches mit über der Achsel gehängten Mantel.

Bierverschütten war ein großes Vergehen und die Arnstädter Schuster büßen ein solches mit 1 Groschen. Uebrigens muß das Verschüttete sofort weggewischt oder irgendwie den Blicken der Beschenden entzogen werden. Daher verlangen die Freiburger Schneider, daß der Urheber des Unglückes das Verschüttete sofort mit dem Fuße bedeckt, die Gerber 1555 ein solches mit dem Hut.

Auch beim Essen wird auf Ordnung, Anstand und vor allem auf Bescheidenheit gesehen. Daher schreiben die Freiburger Schuster 1431 ihren Mitgefellen vor, „auch soll kein Gefell in der Schüssel ungeneuhig umbrasseln und vor anderen zugreifen“, desgleichen die Wöthler 1511, „item kein Gefelle soll raffen und nehmen aus der Schüssel, soviel sich zwei dormit mochten betragen“.

de.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Falsche Influenza. Die Influenza hat sich in einer Zeit von wenig mehr als zwei Jahrzehnten bei der Menschheit in einen ungeheuren Mepest zu sehen verstanden, und alle Welt pflegt jetzt über Influenza zu klagen, wenn irgendein nicht sicher auf eine andere Ursache deutbares Unwohlsein eingetreten ist. Der Bazillus der eigentlichen Influenza hat wahrscheinlich nur mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl der Leiden etwas zu tun. Nachdem die Krankheit in den Jahren 1889 und 1890 mit einer unerhörten Gewalt die ganze zivilisierte Welt fast gleichzeitig ergriffen hatte, hat es in gewissen Abständen immer wieder Influenzaepidemien gegeben, die namentlich die Städte heimsuchten. Ein ganz sicherer Nachweis, daß es sich bei einer Erkrankung unzweifelhaft um Influenza handelt, kann freilich nur durch Beobachtung des Bazillus erbracht werden, der zuerst von Pfeiffer in den Ausscheidungen der Nase und Luftröhre entdeckt wurde. Denoch läßt sich auch eine Gruppe von Merkmalen unterscheiden, deren Auftreten auf Influenza schließen läßt. Das sind namentlich Schnupfen, Halsschmerzen und Luftröhrentarrh in Gemein-

schaft mit einer Herabsetzung des Körperlichen und geistigen Allgemeinbefindens. Ob aber die durch ein solches Gesamtbild gekennzeichnete Krankheit stets als echte Influenza zu bezeichnen und auf ihren Bazillus zurückzuführen ist, muß nach neuen Forschungen angezweifelt werden. Andererseits wird der Begriff der Influenza dadurch verwirrt, daß der Bazillus noch bei zahlreichen anderen Krankheiten als Eindringling in die Luftwege zu finden ist, beispielsweise bei Keuchhusten, Masern und auch bei Lungenschwindsucht. Dadurch wird die Feststellung einer Influenzaepidemie sehr erschwert.

Einmal sind zu einer Zeit und an einem Ort, wo von einer eigentlichen Epidemie nicht gesprochen werden konnte, in einem Drittel beliebig ausgewählter Fälle von akuten und chronischen Luftröhrentarrhen Influenzabazillen nachgewiesen worden, und andererseits wurden bei einer Epidemie, die als typische Influenza betrachtet wurde, nur bei 6 Proz. der daraufhin untersuchten Kranken diese Bazillen gefunden. Jedemfalls kann nach den Forschungen der letzten Jahre kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß bei den mit dem Namen Influenza belegten Krankheiten noch zahlreiche andere Keime im Spiele sind. Am häufigsten werden von solchen die Pneumokokken, Streptokokken und Diplokokken ermittelt. Gerade dadurch wird es klar, daß man mit der Erforschung der sogenannten Influenzaepidemien überhaupt noch in den Anfängen steht. Um damit vorwärts zu kommen, wird noch eine große Zahl von Untersuchungen über die Bakteriologie der Schleimhäute und vielleicht auch des Blutes bei Kranken mit vermeintlicher Influenza erforderlich sein. Zuweisen sind dadurch schon überraschende Aufklärungen gegeben worden. Es ist beispielsweise an die Epidemie unter den Berliner Kindern vom vorigen Jahre zu erinnern, die nach den Arbeiten von Müller und Seligmann nicht auf den Influenzabazillus, sondern auf einen Streptokokkus zurückzuführen war, der dann noch den besonderen Namen Grippenstreptokokkus erhalten hat. Auch in Amerika sind unlängst mehrere Epidemien ähnlicher Art nachgewiesen worden, so in Boston, wo der verantwortliche Streptokokkus durch die Milch verbreitet wurde und zu fieberhaften Entzündungen der Luftwege Anlaß gab. Bei einer der jüngsten Vergangenheit angehörenden Epidemie in Chicago ist nun gleichfalls ein Streptokokkus beobachtet worden, der in vielen Eigenschaften dem in Berlin entdeckten Krankheitserreger gleicht. Der Influenzabazillus hat mit diesen Epidemien also überhaupt nichts zu tun.

Technisches.

Zur Geschichte des Eisenbetons. Noch nie hat ein Baumaterial in so kurzer Zeit allgemeine Anerkennung und Verwendung gefunden wie der Eisenbeton, der seit seiner ersten technischen Verwertung im Jahre 1867 in seiner Brauchbarkeit für die verschiedensten Industrien einen ungeahnten Fortschritt zu verzeichnen hat. Es ist merkwürdig, daß diese Kombination von Zement und Eisen so späten Datums ist, während man die Anwendung des Eisens seit der vorgeschichtlichen Zeit und die des Zements schon bei den Römern kannte. Schon diese verstanden es, aus dem bei Bajä und Neapel gefundenen vulkanischen Luffgestein unter Hinzufügung von gelöschtem Kalk einen wasserwiderstandsfähigen Mörtel herzustellen, aus dem man in großem Maßstabe Kloaken und Kanalisationsröhren verfertigte. Sie kannten, wie im Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, Heft 6, dargelegt wird, den Zement sowohl in Form von Schüttungen wie von gehärteten Blöden. So sollen aus diesem Material unter dem wahnwitzigen Caligula großartige Hafenhauten entstanden sein. Bei der Eroberung von Germanien fanden die Römer in der Eifel, im Moseltal, bei Rördlingen sowie an einigen anderen Orten, ein Steinmaterial, die Trasse vor, das sich gleichfalls zu Zement verarbeiten ließ, kamen aber doch noch nicht auf die Kombination einer solchen Masse mit Eisen.

Das Eisen ist das einzige aller sogenannten unedlen Metalle, das, mit Zement zusammengebracht, nicht oxydiert, d. h. rostet. Ja, der beim Anrühren des Zements sich abspaltende alkalische Kalk ist sogar imstande, rostiges Eisen zu entrosten. Was die Erfindung des Eisenbetons selbst betrifft, so erwähnt dieses Material der Ingenieur Francois Coignet um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male, nachdem aus gewöhnlichem Zement, dessen Verwendung im Mittelalter verloren gegangen war, die umfangreichen Hafenhauten in Algier von dem Ingenieur Voirel hergestellt worden waren. Sogar 1816 existierte bereits eine Betonbrücke in Frankreich über die Dordogne. Der erste der Eisenbeton technisch verwertete und auch ein Patent darauf bekam, war der Gärtner Joseph Monier (1828—1906): er stellte aus Eisenbeton Kübel für gärtnerische Zwecke her. Heute wird der Eisenbeton, dessen Druck- und Zugfestigkeit ganz bedeutend ist, im Hochbau zur Herstellung von Schornsteinen und Wassertürmen, zum Bau von Fabriken, Warenhäusern, Speichern und Bauhäusern benutzt; aus ihm entstehen Anstellungsgebäude, Luftschiffhallen, Kais und Ufermauern, Leuchttürme, Talperrren und Molen so gut wie Treppen, Tröge, Badebänne, Grabmonumente, Eisenbahnschwellen und in Amerika sogar Schwungräder. Die Erfolge, die die Eisenbetonindustrie im Verlaufe der relativ kurzen Zeit von 50—60 Jahren erntete, lassen erwarten, daß mit dem bisher Erreichten die Verwendungsmöglichkeiten des Eisenbetons noch nicht ihr Ende gefunden haben.